

„Ich lade dich ein ... und der tote Busch dirigiert“

Erinnerung an die Dichterin Hilde Domin

Auf dem Flohmarkt habe ich vor einiger Zeit eine unscheinbar aussehende DVD mit einer Dokumentation über die Lyrikerin Hilde Domin entdeckt.¹ Hilde Domin? Da stand doch im Max-Reger-Institut ein Gedichtband von ihr, in dem auch der Dirigent Fritz Busch vorkam ...

Schaut man diesen Film an, begegnet man der damals bereits über Neunzigjährigen zunächst in ihren eigenen vier Wänden: Sie wohnte in einer Wohnung eines stattlichen Gründerzeithauses in der Nähe des Heidelberger Schlosses mit Blick über die Stadt und den Neckar. Die Wände waren bis unter die Decke mit Bücherregalen gefüllt, überall lagen Bücher herum. Denn das war ihr wahres Zuhause: die Sprache, vielleicht auch die Sprachen, Literatur und Lyrik. Hilde Domin arbeitete unter anderem als Übersetzerin und Sprachlehrerin, sie dachte und schrieb in anderen Sprachen – teils gezwungen durch ihre Flucht vor den Nationalsozialisten. Damals trug sie noch ihren Geburtsnamen Löwenstein. Geboren wurde sie am 27. Juli 1909 in Köln als Tochter wohlhabender Eltern, der Vater war Rechtsanwalt und Justizrat, die Mutter war ohne Beruf. Hilde Domin's Exil begann in Rom, wohin sie mit ihrem Lebensgefährten Erwin Walter Palm eigentlich zum Studium gegangen war. In Rom heiratete das junge Paar. Als dann die Nationalsozialisten an die Macht kamen, konnten sie nicht an ihren Studienort Heidelberg zurückkehren; beide waren Juden. Über Frankreich, England und Kanada führte ihr Weg in die Karibik. In der Dominikanischen Republik begann Hilde 1951 im Alter von 42 Jahren zu dichten und nannte sich von nun an Domin, inspiriert von ihrem Standort. Nach 22 Jahren im Exil kehrte sie 1954 nach Deutschland zurück. Weitere sieben Jahre pendelte sie zwischen Spanien und Deutschland, bis sie sich 1960 endgültig in Heidelberg niederließ. Dort ist sie am 22. Februar 2006 nach einer Operation an einem Oberschenkelhalsbruch gestorben.

In ihren Gedichten eröffnet Hilde Domin utopische Welten, die zwar aus der extremen Situation des Exils heraus entstanden sind, aber dennoch allgemeine Gültigkeit beanspruchen können. Sie formuliert Sehnsüchte und Gefühle mit beeindruckender Präzision und Leichtigkeit. Dass das Dichten für sie ein Ventil war, lässt sich immer wieder erahnen. Ihre Ehe mit Erwin Walter Palm war für sie in einem Punkt besonders schwierig: Er konnte es nicht ertragen, dass seine Frau eigene Gedanken oder künstlerisch wertvolle Texte formulierte. Er selbst war als Kunsthistoriker, Übersetzer und Schriftsteller tätig, sein Spezialgebiet war die alt-amerikanische Archäologie. Hilde Domin arbeitete eng mit ihm zusammen, sie übersetzte, tippte und fotografierte für ihn. Außerdem waren ihre Gespräche für seine wissenschaftliche Arbeit Inspiration und Reflexion. „Der Briefwechsel zwischen den Ehepartnern macht eindrucksvoll deutlich, wie geistig stimulierend ihre intellektuelle

¹ Anna Ditzges: *Ich will dich. Begegnungen mit Hilde Domin*, punktfilm 2007, Dokumentarfilm.

Auseinandersetzung war, und offenbart gleichzeitig, wie einsam und gefangen beide in sich selbst waren², schreibt die Domin-Biografin Marion Tauschwitz. Als 1951 Domin's Mutter starb, habe Hilde sich am Rande des Suizids gesehen, doch das Dichten rettete ihr das Leben. Die Muttersprache wurde ihre Heimat, das Einzige, worauf sie sich verlassen konnte.

Während des ersten längeren Spanienaufenthalts wohnte das Ehepaar Palm in einer kleinen Kolonie von fünf Häusern, „La Verdad“, an der Costa del Sol zwischen Málaga und Torremolinos. Von der Terrasse des Häuschens genossen beide den Ausblick auf das Meer, Geranien und Bougainvilleas umwucherten das Gebäude. Aus den ursprünglich geplanten zwei Spanien-Wochen wurden fast sechs Monate. Hilde Domin schrieb Gedichte, unter anderen *Vorsichtige Hoffnung* und *Aufbruch ohne Gewicht*.³ Das Gedicht *Ich lade dich ein* ist das letzte in der Sammlung *Apfelbaum und Olive*, der als Widmung „für E.“ vorangestellt ist. In diesem Gedicht kommt der Dirigent Fritz Busch (1890–1951) vor. Es ist ein ungewöhnlich langes Gedicht, das in der Fischer-Ausgabe von 1987 über drei Seiten einnimmt.

Ich lade dich ein⁴

Liebster, ich lade dich ein,
komm in das Haus unsrer Wünsche
und häng deinen Hut an die Wand,
den Hut mit dem kleinen Schußloch.
Denn ich habe das Haus
ganz nach deinem Befehle gebaut.
Es ist alles darin, was wir brauchen.
Der blaue Himmel der Tropen,
die leichte Luft von Madrid,
doch ohne den lästigen Wind, der
dir die Papiere zerzaust. (...)
Und für die Flauten schreibt Händel
Dir neue Concerti Grossi,
weil du die alten schon kennst,
und der tote Busch dirigiert.

Dann ißt du gebratene Enten
Und Frühlingssalat aus Florenz.
(...)
Dabei sind die Oper und das Kino
mit ausgewähltem Programm
gleich um die nächste Ecke,
und dort stehen auch die Museen. (...)

Hilde Domin beschreibt ein Haus, das es nicht geben kann, eine Utopie. Alles, was der „Liebste“ – und vermutlich auch das lyrische Ich – sich wünschen, wird aufgezählt. Das Haus ist die Metapher für einen Lebenszustand, der Hut mit dem Schußloch, also die lebensgefährliche Vergangenheit, soll an die Wand gehängt werden;

2 Marion Tauschwitz: *Dass ich sein kann, wie ich bin. Hilde Domin. Die Biografie*, Heidelberg 2009, S. 14.

3 Ebd., S. 292.

4 Hilde Domin: *Gesammelte Gedichte*, Frankfurt am Main 1987, S. 46–49.

zwar sichtbar, aber abgelegt. Das Gedicht hat den Charakter eines Briefes. Einige autobiographische Eckpunkte wie das „gobelinweiche Grün der Hänge von Heidelberg“ sind deutlich erkennbar, auch persönliche Wünsche wie „Liebesbriefe von deinem Verleger“ treten auf. Diese werden kunstvoll kombiniert mit Bildern, die für viele Menschen paradiesisch klingen: „Des Abends vergoldet die Sonne den Tiber“, „die Nachtigall singt“, wir „machen einen kurzen Mondscheinspaziergang“. Erst ganz am Schluss wendet sich das Gedicht: Ist alles das nur Ausdruck der Entbehrung und tiefster Verzweiflung? Steht das lyrische Ich wirklich kurz vor dem Suizid?

Liebster, nimm deinen Hut von der Wand,
den Hut mit dem kleinen Schußloch,
und geh auf ein Wohnungsbüro, ich bitt dich,
und sieh,
was sie uns anbieten können.
Sonst stürz ich mich noch aus dem Fenster
dieses Hauses, das es nicht gibt.

Und das Fenster, glaub mir, ist hoch.

Im Gedicht steht der Kunstgenuss auf einer Stufe mit Alltagserfahrungen und Alltagstätigkeiten wie Geschirrspülen und Haarekämmen. Umgekehrt wird das Bild eines unrealistischen Alltags gezeichnet, der sich aus Hochgenüssen und Erfolgen zusammensetzt, aus Luxus und Unerreichbarem. Denn Händel wird keine neuen Concerti Grossi mehr komponieren und „der tote Busch dirigiert“ auch nicht mehr. Warum aber entschied sich Hilde Domin für den Dirigenten Fritz Busch? Geht man davon aus, dass hier stets das höchste der Gefühle gewählt wurde, so wäre also ein Concerto Grosso von Händel die hörenswerteste Musik und Fritz Busch dafür der beste Dirigent. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich hier persönliche Vorlieben von Erwin Walter Palm und Hilde Domin wiederfinden. War für sie die Musik von Händel herausragend, deren Interpretation von Fritz Busch ganz besonders gelungen? Spielte es eine Rolle, dass auch Fritz Busch nach Lateinamerika gegangen war, nachdem die Nationalsozialisten ihn aus Dresden vertrieben hatten? Könnte seine Herkunft aus dem Siegerland in Nordrheinwestfalen eine Verbindung gewesen sein? Oder war er einfach derjenige, der eben noch in der Presse gefeiert wurde und nun vor Kurzem gestorben war?

Letztendlich zielen die Fragen, wofür sein Name damals stand und was Hilde Domin mit ihm verband, auf zwei Dinge: einerseits die historischen Fakten und andererseits das poetische Bild eines besonders guten Dirigenten. Beides muss weder historisch übereinstimmen, noch vollkommen voneinander getrennt werden, denn „möglicherweise ... sind Faktizität und Fiktionalität keine notwendigen Gegensätzlichkeiten, sondern vielmehr zwei Seiten einer Medaille, die unter bestimmten Umständen verschmelzen, abhängig von Absicht, Thematik, Methodik, Geschick

und Zielgruppe des Autors,⁵ wie Michael Custodis meint. Selbst wenn wir Fritz Busch nicht kennen, verstehen wir die Botschaft, dass seine Händel-Interpretation das Leben lebenswert machen kann, „denn die Wirkung einer Wertung wird immer auch davon bestimmt, von wem sie mit welchen Konnotationen in welchem Zusammenhang ausgesprochen wird.“⁶



Im Gedicht „Ich lade dich ein“ ist Fritz Busch ein Mosaikstein im fiktiven Traumhaus der Dichterin. Im Sinnesrausch des Gedichts, in dem es gute Gerüche, Geschmäcke und Farben gibt, steuert er – neben der singenden Nachtigall – die akustischen Reize bei.

„Exil erhöht den Ausdruckswunsch. Der hart gepreßte Mensch muss sich befreien. Er befreit sich durch Sprache“⁷, sagte Hilde Domin. Vielleicht war die Lyrik in ihrem Ausdruckswunsch für sie auch mit Musik verwandt? Als ihr der Droste-Preis in Meersburg verliehen wurde, zitierte Hilde Domin Briefe, in denen Annette von Droste-Hülshoff sich über eigene Lieder und das Singen geäußert hatte. Diese hatte geschrieben, sie richte sich mit ihren Liedern an „die sehr verbreitete Sekte derer, bei denen die Liebe größer ist wie der Glaube.“⁸ In eine ähnliche Richtung zielte Hilde Domin, als sie meinte: „Lyrik ist wie ein großes Glockenläuten: damit alle aufhorchen. Damit in einem jeden das aufhorcht, das nicht einem Zweck dient, das nicht verfälscht ist durch die Kompromisse. (...) Lyrik wendet sich an die Unschuld eines jeden, an das Beste in ihm: seine Freiheit, er selber zu sein.“⁹

Obwohl Hilde Domin Namen und Ereignisse ihrer Zeit wie etwa Fritz Busch oder Martha Graham erwähnt, sind ihre Gedichte auch heute noch aktuell. Der sehr persönliche Ausdruck bleibt bestehen und berührt.

Almut Ochsmann

5 Michael Custodis: *Musik im Prisma der Gesellschaft. Wertungen in literarischen und ästhetischen Texten*, Münster 2009, S. 27.

6 Ebd., S. 26.

7 Ilka Scheidgen: *Hilde Domin. Dichterin des Dennoch*, Lahr 2006, S. 52.

8 Hilde Domin: *Bei der Entgegennahme des Droste-Preises in Meersburg*, in: *Von der Natur nicht vorgesehen*, S. 135.

9 Hilde Domin: *Offener Brief an Nelly Sachs. Zur Frage der Exildichtung, 1960*, in: *Fast ein Lebenslauf*, Frankfurt am Main 2001, S. 175.